

Kulturwandel statt Strukturwandel

Autor(en): **Jäckle, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **73 (2018)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kulturwandel statt Strukturwandel

Siegfried Jäckle. «Eher kleine Betriebseinheiten» und «mehr Arbeitskräfte in der Landwirtschaft» fordert die Möschberg Erklärung von 2010. In «Kultur und Politik» 4/17 stellte Hans Müller aus Flawil fest, dass Bauern trotz sinkender Produzentenpreise weitermachen, weil der Ausstieg aus der Milchproduktion so schwierig sei. Kürzlich hat ein Biofunktionär in der Zeitung «Schwarzwälder Bote» «bio statt weichen» zur These erhoben. Und bei der Verabschiedung des Leiters unseres Landwirtschaftsamtes und meines früheren Chefs wurde über Bewältigung des Strukturwandels fabuliert. Diese unterschiedlichen Sichtweisen auf das höflich «Strukturwandel» genannte Bauernsterben beschäftigten mich in meinem Beraterleben und als kleiner Schwarzwaldbauer bis heute. Denn **was die einen als Problem sehen, sehen die anderen als Lösung.** Aber was sind die Triebkräfte? Die Politik oder die Wirtschaft? Die Begegnung mit der Berliner Wirtschaftsjournalistin Ulrike Herrmann öffnete mir den Blick dafür, wie wir selbst beteiligt sind. Den Untertitel ihres Buches «Hurra wir dürfen zahlen – der Selbstbetrug der Mittelschicht», erkannte ich nun auch im landwirtschaftlichen Strukturwandel.

Vor 20 Jahren habe ich für ein Erntedankfest den Wandel der Landnutzung und die Zahl der Höfe einer Schwarzwaldgemeinde in einer Grafik darzustellen versucht (siehe Abb.). Überrascht hat mich daran, dass es im Zeitraum von über 200 Jahren, für den ich vergleichbare Daten gefunden hatte, zweierlei Trends gibt. Nämlich dass sich **im 19. Jahrhundert die Zahl der Höfe mehr als verdoppelt hat**, wie es die Möschberg-erklärung eigentlich wünscht. Und dass der Trend des «Strukturwandels» erst mit dem Wirtschaftswunder seit dem zweiten Weltkrieg begonnen hat. Die Frage, warum im 19. Jahrhundert die Höfe zugenommen haben, obwohl auch die Industrialisierung damals im Schwarzwald ihre Anfänge hatte, hat mich lang beschäftigt. Erst durch die Auseinandersetzung mit dem Wandel unseres Ernährungssystems ist mir klar geworden, dass vor Eisenbahn und Auto die lokale

Versorgung mit dem Lebensnotwendigen die Voraussetzung für die industrielle Entwicklung war. Weshalb z.B. die im Volksmund «wildes Feld» genannten Weidberge urbar gemacht wurden. Dazu wurden aber Arbeitskräfte gebraucht, die zugleich in die entstehenden Fabriken abwanderten. In dieser Situation wurden viele der relativ grossen Schwarzwälder Anerbenhöfe aufgeteilt oder Teile davon abgeteilt, um mehr Nachkommen eine Existenz zu bieten, mit der sie, oft zusammen mit einem Handwerk, sich selbst und den lokalen Bedarf versorgen konnten. Quasi eine innere Kolonisation, die aus Notwendigkeit gemacht wurde, um in der Heimat zu überleben, mit dessen Folgen heute manche Hofnachfolger hadern.

Die Trendwende zum Strukturwandel mit dem Wirtschaftswunder nach dem zweiten Weltkrieg habe ich von Kind an in vielen Facetten miterlebt und mitgelebt. Heute ist die Schätzung in der Grafik für 2030 schon bereits fast Wirklichkeit, und so ist es nur eine Frage der Zeit, bis der letzte Schwarzwaldbauer weichen wird und die **Wiesen und Weiden zu Gewerbe-, Siedlungs-, Freizeit- und anderen Parks werden.** Denn seit es alles aus dem globalen Markt zu kaufen gibt, schrumpfte erst die lokale Versorgungswirtschaft und dann die Landwirtschaft an Grenzstandorten wie im Bergland. In diesem Spannungsfeld haben mich drei Schlüsselerlebnisse über das Verhalten der bäuerlichen Mittelschicht nachdenklich gemacht und geprägt:

Der Mansholtplan

Vor 50 Jahren hat der erste Agrarkommissar der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft die Diskussion um den Strukturwandel öffentlich gemacht, obwohl er schon zwei Jahrzehnte in Gang war. Im nach ihm benannten Mansholtplan hat er eine Umstrukturierung der europäischen Landwirtschaft zu aus seiner Sicht rentablen Betriebseinheiten vorgeschlagen, bei der Betriebe mit z.B. 50 Kühen gefördert werden sollen, um **Arbeitskräfte für die boomende Industrie freizusetzen.** Die Bauernverbände bliesen zum Sturm und luden ihn

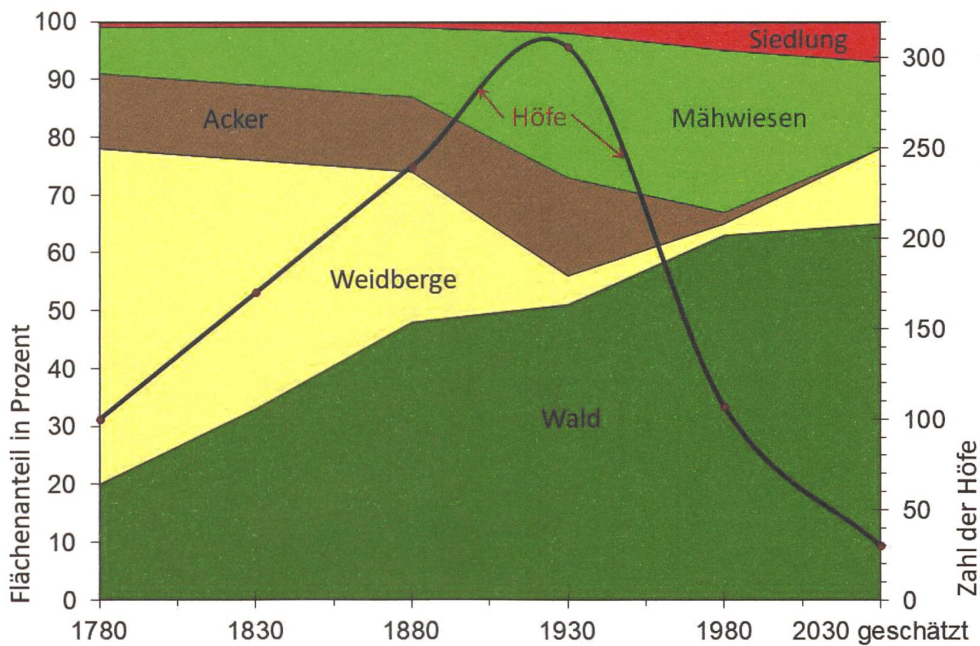
auch in den Schwarzwald ein. Bei der Besichtigung eines Schwarzwaldhofes erklärte er nüchtern: «Hier wird es 2000 keine Landwirtschaft mehr geben, weil sie im gemeinsamen Markt mit Gunstlagen nicht konkurrieren kann». Ich war gerade von einem Praktikum in Dänemark zurück, wo ich Landwirtschaft in einer Gunstlage erlebt hatte, ähnlich der holländischen Heimat Mansholts. Aber auch erlebt habe, wie Bauern trotz hoher Milchleistungen ihre Melker nicht mehr zahlen konnten und sich auf arbeitssparende Betriebszweige spezialisierten. Doch in der hektischen Debatte wollte solche Folgewirkungen niemand hören, weil Verbände und Politik sich im breit gestreuten bäuerlichen Eigentum als politisches Bollwerk im kalten Krieg verschanzt hatten. Nur im kleinstrukturierten Süden öffnete sich die Agrarpolitik für Nebenerwerb, Maschinenringe und Kooperationen, und von der EWG wurde die Ausgleichszulage für Berggebiete nach Schweizer Vorbild eingeführt.

In derselben Zeit musste ich mich persönlich entscheiden, weil meine Liebste den elterlichen Hof mit 15 ha übernehmen sollte. Darauf wurde der Leiter des Landwirtschaftsamtes aufmerksam und bot mir eine Stelle als Tierhaltungsberater an. Nach einigem Zögern habe ich mich darauf eingelassen. **Damit begann ich ein Doppelleben**, nicht nur zwischen Familie, Hof und Beratung, sondern auch zwischen den Bauern. Zwischen damals schon zwei Dritteln sogenannten Nebenerwerbslandwirten und dem Ideal des produzierenden Haupterwerbslandwirts, welche das Denken in der Beratung bestimmten.

Die Milchkontingentierung

Nach jahrelangen Debatten über Milchseen und Butterberge wurde 1984 in der EWG, wie zuvor schon der Schweiz, die Milchkontingentierung eingeführt. Ich habe mich dafür ausgesprochen, in der Hoffnung, damit die Milcherzeugung im Berggebiet zu sichern. Doch als die Molkereien den Bauern mitteilten, wie viel Milch sie künftig abgabefrei liefern dürfen, brach Panik aus. Denn es ist genau passiert, wovor Viehzüchter in

Wandel der Landnutzung und Zahl der Höfe einer Schwarzwaldgemeinde



Grafik: Siegfried Jäckle

der Schweiz gewarnt hatten, zu denen ich als Berater Exkursionen organisiert hatte: Der Berechnung der Milchkontingente aus der bisherigen Liefermenge. Weil die Milchleistungen pro Kuh zwischen Schwarzwald und Gunstlagen im Norden weit auseinanderlagen, entstand ein Gefühl der politischen Benachteiligung, das mit Bekanntwerden der Härtefallregelungen in Neid umschlug. Denn wer im Referenzzeitraum einen grösseren Stall gebaut hatte, bekam ein höheres Kontingent, und zugleich wurde aufgabewilligen Milchbauern eine «Milchrente» angeboten. Damit stand ich als Berater unvorbereitet zwischen Gewachsenen und Weichenden. Also versuchte ich die Erfolgsmasstäbe an die veränderten Rahmenbedingungen anzupassen: **Von der Milchleistung pro Kuh zur Leistung aus dem Grundfutter**, wie es Schweizer Futterbauer und wenig später sogar eine norddeutsche Landwirtschaftskammer vorschlugen. Doch die Tierzüchter, überwiegend mit mittleren Höfen, zeigten mir die kalte Schulter und klammerten sich weiter an gewohnte Leistungsranking. Und als ich dann noch Mutterkuhhaltung als alternative Grünlandnutzung ins Gespräch brachte, musste ich hören, dass man Sofamelker nicht unterstützen müsse. An diese widersprüchlichen Reaktionen habe ich mich er-

innert, als ich vom Selbstbetrug der Mittelschicht von Ulrike Herrmann gelesen habe. **Weil die Mehrheit der Landwirte in den wachsenden die «richtigen» Bauern sieht, unterstützen sie damit politisch den Strukturwandel selbst.**

Die neoliberalen Agrarreformen

Ab 1992 wurde in der EWG die Agrarpolitik von der Preisstützung erst zur Stützung durch Kulturpflanzen- und Tierprämien und später durch Flächenprämien umgebaut. Zusammen mit dem friedlichen Fall des Eisernen Vorhanges und dem Anfang des globalen Freihandels standen die Reformen unter der These, die Landwirtschaft «wettbewerbsfähig» zu machen. Gleichzeitig wurden zur Abfederung Marktentlastungs- und Kulturlandschaftsprogramme aufgelegt. Sogar der bis dahin verpönte biologische Landbau wurde damit förderfähig. Ein **Doppelspiel zwischen Wettbewerbsfähigkeit und Umweltschutz** nahm seinen Lauf, das bis heute anhält.

Zunächst habe auch ich, wie immer noch viele, geglaubt, mit regionalen Qualitätsstrategien bestehen zu können. Allmählich dämmert es aber, dass der sogenannte freie Markt gar kein Markt im klassischen Sinne ist, sondern von wenigen Lebensmittelkonzernen und Handelsketten kontrolliert wird.

Deren Macht mit riesigem Werbebudget die KonsumentInnen manipuliert und nicht nur die Preise der Lieferanten drückt, sondern auch die Qualitätsstandards für alle bestimmt. So hat die neoliberale Entwicklung die schwindende Zahl der Bauern tief **gespalten: in wettbewerbsgläubige und resignierende**. Mit der Tragik, dass alte bäuerliche Zusammenschlüsse zerbröckeln und neue am Egoismus des Wettbewerbsdenkens scheitern, weil die Resignierenden in den Organisationsstrukturen der Landwirtschaft keine Stimme haben.

«Kulturwandel statt

Strukturwandel»

haben wir deshalb als Motto für unser Forum «Pro Schwarzwaldbauern» gewählt, das wir vor bald 20 Jahren gegründet haben. Wegen der Sinnkrise zwischen Landwirtschaft und Landschaftspflege und aus der Einsicht, dass im Strukturwandel irgendwann der letzte Schwarzwaldbauer weichen wird, wie die Grafik andeutet. Weil die bisherigen agrarpolitischen Massnahmen diesen Prozess nicht einmal bremsen, sind wir der **Überzeugung, dass sich unsere Kultur wandeln wird**. Entweder durch Krisen von Klima, Finanzen etc. – oder auch durch das Experimentieren mit Gärtnern, Solawis, Selbermachen usw., was eigentlich urbäuerlich ist. Mit Bauern und Bäuerinnen, die weniger im Strukturwandel mitkommen wollen, sondern mehr die eigenen Versorgungsmöglichkeiten in den Blick nehmen.

Dabei fällt mir der Möschberg wieder ein, wo die Familie Müller auch in einer schwierigen Zeit aus der Bauernheimatbewegung über Ernährung den biologischen Landbau entwickelt hat. Damit die vielen neuen kleinen Gegenbewegungen nicht auch wie der Biolandbau von den Mächten des nicht nachhaltigen Strukturwandels vereinnahmt werden, brauchen sie **geistige Orte für eine nachhaltige Kultur**. ●